

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1927**

291 (14.12.1927) Die Mußestunde



Starb und einem Schlaganfall nahe, als er da, als er auf einmal, als ich der Raub verzogen war, hinter der Scheibe des Fensters das wahre Gesicht des Ena erblickte. Der vermeintlich Inhaftierte fand mehrheitlich und lebendig einen kurzen Augenblick da, schaute, von den anderen unbemerkt, in das Lokal und war sofort wieder verschwunden.

## Die Reise nach Venedig

Von Max Barthel

Der Brenner war in der dritten Nachstunde erreicht, die Bahnkontrolle bald überstanden, und als der frühe Morgen kam, zeigte er das milde Tal der Ena und hohe, kahle Berge, und auf einem Bergriegel hoch in den Raum gestellt die weißen Mauern des Klosters Säben. An Schlaf war nicht mehr zu denken. Bräiden schwangen über den grünen Berg der Ena, keine Nordwandende blühten im ersten Licht, in den Tunneln domerte die Dunkelheit, aber dann inmitten der Weinbügel entfaltete sich die Stadt Venedig, lieblich gelagert wie eine junge Frau inmitten großer Schönheit und Abenteuer.

Die Schönheit, die Umwelt — das Abenteuer: die faszinierende Diktatur. Die grünweißen Bahnen Italiens flattern im Morgen, auf den Bahnhöfen steht man das alte römische Rutenbündel mit dem blauen Beil, und auf den Bahnsteigen wandern in dunklen Uniformen die ersten Fahrgäste. Auch in dem Zug nach Venedig wandert ein Fahrgast an den Weibern vorüber: ein junger Offizier mit lakonischem, hochmütigem Herrsengestalt. Und wir fahren durch das schöne, hübsche Land. Seit wird bald die Schule beäugen, die Kinder müssen Herrn Mussolini in das Frühgabel einstecken und die Lehrer dürfen nur mit römischer Gestalt, dem ausgestreckten Arm, grüßen. Die Ena ist schon lange in die Enge gedrückt. Hinter der Salurner Klause beginnt das italienische Strahlgelände. Die rund 160 Kilometer lange Fahrt vom Brenner war eine Reise durch altes, deutsches Kulturland, über dem heute die schwarzen Bahnen der Bedrückung flattern.

Aber immer noch glühen die Berge, immer noch entsalten sich die Weinberge. Die ersten Zapfen schieben steil und feierlich empor, bald kommt Trento, die weiße Stadt mit alten, römischen Ruinen und pompösen Palästen, das Tal der Ena wird weit und breit, und Rovereto zeigt sich und seine Fabriken. Die brandigen Narben des Weltkrieges werden sichtbar, halberhöhte Dörfer und Gehöfte, zerstörte Häuser, Trümmerhaufen und Schützengräben, die österreich-italienische Front ist nicht mehr weit, die vier lange Bahnen im Tal und auf den Bergen domerte und blüht dann die Straße, der Eisenbahn und der grünen Ena Raum zum Durchbruch abt, und hinter dem vielgenutzten Palastort bricht wie aus einem Füllhorn die Schönheit mangellos hervor: die Landschaft Baloncello mit berühmten Marmorbrüchen und gutem Wein. Ja, endlose Weinberge sieht man und sanfte Hügel, auf denen weiße Villen inmitten der schwarzen Zapfen leuchten. Die Monti Lessini bauen ihre Zadenmauer aus Stein und Licht, die Hügel Veronas erheben sich an den Hüben aller Berge und Hügel liegt die alte Stadt selbst, in die Schalepeate das Schicksal von Romeo und Julia, das tragische Schicksal der Liebe, stellte. Aber man sieht nur ferne Türme, die grauen Mauern der Festungsanlagen, die zwei schmutzigen Bahnhöfe und die Mühlpieler im neuen italienischen Trauerpiel: die faszinierende Wache unter den vielen Bahnen und Weichen. Auch in Verona stehen, wie überall auf den Bahnhöfen, die Wägen der Stadtpolizei in den tomlischen Konturen mit den langen Köden, den rotgestreiften Böden, den überbedeckten Fräcken und dem hohen Dreißig, der an festlichen Tagen mit rotem Haarbusch gekrönt ist.

Von Verona fährt man in guten zwei Stunden mit dem Schnellzug nach Venedig und mündet, nachdem man die Korallen durchquert hat, in die reiche venezianische Ebene ein. Die schönen Berge des Lessini schiden ihre blauen Täler in das Friesland, rechts der Linie bauen sich vulkanische Hügel auf, man sieht alte Türme, Schlösser und Ruinen, weiße Dörfer, ferne kleine Städte, dann kommt die Stadt Vicenza und bis Padua ist nicht mehr weit. Das Land ringsum ist antiker Boden und Kampfland vieler Völker und Geschlechter gemein. Die fruchtbare Erde hat viel Blut getrunken. Die Felder sind wohlgepflegte Gärten. Aber dann kommt Sumpfland und Rauch schwarz den blauen Himmel an. Mestre ist erreicht, die alte Stadt Mestre, die schon Villa einmal zerstört und die heute wichtiger Eisenbahnpunkt und Stapelplatz geworden ist. In wenigen Minuten liegt die Laguna da. Das Land wird vom Wasser getrieben und liegt in gerackelten Heinen Inseln in der blauen Flut. Und in diese Flut führt der mächtige Damm der Eisenbahn, links und rechts begleitet von den schwarzen Aderkränzen elektrischer Leitungen. Dann tauchen die kostbaren Spaltenriffe Venedigs auf und vor den Schattentritten lagern die Dunstwolken der Handelsinsel La Giudecca. Von Mestre fahren große Barken nach Venedig. Auch ein Fischerboot mit oder gelben, lichtreflektierenden Seelen schwimmt über das Wasser. Dann löst sich alles Licht und alle Erwartung im häßlichen Bohnhof aus, aber der Bahnhof ist nur ein schwarzes Tor, durch das man an die Derschlagader der Stadt, an den Canal Grande kommt. Und vor dem Canal Grande steht die schreiende Mauer der Portiers und Schloßer, die für ihre Sotels werden. Und links von dieser Menschenmauer bauen sich die Mauern einer kleinen Kirche auf, die von den schwarzen Glasfenstern Mussolinis verunstaltet werden.

Der Reisende aus dem Schnellszug war vor fünfzehn Jahren schon einmal in Venedig gewesen, aber da war er ein junger Land-

Schüler hatten diese Jahre im Blut verankert, und das Bild, das ich heute vor ihm sehe, als er mit einem Gondel nach dem Hotel fuhr, stimmt mit dem Bilde seiner Erinnerung durchaus nicht überein. Ja, er war in Venedig und das war schon die alte, berühmte Stadt auf den 119 Inseln und Zwielen, das waren die berühmten Paläste, aber als die Gondel einen stillen, unberührten Kanal befuhr, zu dessen Seiten die nackten Ziegelmauern unberührter Häuser emporwuchsen, da wußte er, daß er damals nur eine Seite der Stadt gesehen hatte, die Lichtseite, und die noch durch die Schlucht jungen Blutes leuchtender gemacht. Auch das war Venedig: die schwarzen, auffälligen Häuser, die stillen, schmutzigen Kanäle, der Schatten hinter dem Licht, die Armut hinter dem Reichtum, die Tränen hinter dem Gelächter.

Aber als die Gondel wieder den Canal Grande erreichte und mit gelinder Schleiße an der Terrasse eines Sotels anlegte, wo die Palmen des Gartens sichtbar wurden, da kam der Raub der achtzehn Jahre wieder, aber vielleicht war es auch nur das Triumphgefühl: jetzt einmal im Licht zu leben — im Palmengarten am Canal Grande des Lebens.

Der Kanal Grande ist nur eine der vielen Ader, die Venedig durchkreuzen. Und von seinem Hotel aus streifte der Fremde durch die Stadt, kam zuerst auf den Markusplatz, sah die herrliche Kirche und den mächtigsten schönen Dogenpalast, der so schön ist, daß er manchmal wie eine Imitation seiner selbst aussieht. Er ließ sich binden von der Piazzetta und dem Bild auf die blaue Flut, aber er war doch nicht verstanden genug zu glauben wie früher, das allein sei die Stadt Venedig. Er ließ den Markusplatz und ließ die Seufzerbrücke und wanderte die Riva degli Schiavoni bis zur Riva Garibaldi entlang in die Vorstädte. Auf der Riva Garibaldi strömte das Volk und geisterten im frühen Abend die Fiedermaße. Und ein Kino war zu sehen, dessen Eingänge unter einem kirchlichen Portal mündete. In dem Kino war Amerika für seine Moral und für seine Schönheit. Auf dem Portal aber dunkelte und erweiterte Christus und unter ihm drei Heilige.

## Auf dem Todesweg im Sudan

Von Franz Josef Berger-Karlsruhe

Von Kapes nach Koro! Diese Mariststraße ist die traurigste die ich je in Afrika machte. Sie ist durch Gräber besetzt; ein wahrer Todesweg. Die Region, die wir durchzogen, wies noch die Anzeichen der letzten Expedition auf, die Koro dem Obersten Archinard in die Hände geliefert hatte. Er spricht, fortan an einem Durchgangswege der Weisen zu wohnen, hatte sie die Bevölkerung daongemacht und ihre früheren Behaltungen im Siede gelassen. In der Nähe eines dieser verlassen Dörfer hatte der Kapitän Planhol sich entschlossen, das Lager aufzuschlagen. Auf seinem Befehl suchte ich unter den zumteil schon recht hauffälligen Hünten nach einer, die sich zur Unterbringung der Kranten eigne.

Als ich mit der Spitze meines Stodes die Beschaffenheit der verwitterten Dächer prüfte, erhob sich aus einem derselben ein betäubendes Getöse. Ich war in einen Stock wilder Bienen gefahren, die ihre Waben zwischen der Lehmmauer und dem Grasbache angelegt hatten. Sie umschwärzten mich jummend, zögerten aber noch, mir den Krieg zu erklären. Ich zog mich langsam zurück. Einige fielen gleich über die Leute her, die draußen auf mich warteten. Ich rief ihnen zu, sich nicht zu rühren. Bergeckliche Mühe. Sie verteidigten sich bereits und selbst meine Stimme hatte genügt, den Schwarm herauszuführen. Nun blieb nichts mehr übrig, als zu fliehen.

Ich fürzte in das nahe Buschwerk. Unausdlicher Weise schlugen die Schützen die Richtung nach dem Genad ein. Das zwischen den Ruinen unter einem Baume lagerte. Augenblicklich werten sich alle Bienen aus der von mir beäugten Hütte, und was es überhaupt an Bienen im Dore gab, wie ein Sturmwind auf die Erde bringlinge. In einer Minute waren wir aus dem Felde geschlagen. Von allen Seiten stürzten Offiziere, Soldaten und Träger wie toll ins Buschgras, schlugen sich mit den Händen an den Kopf, suchten mit den Armen um sich, lachten das Gesicht zu schämen. Aber die Insekten verdoppelten ihre Mut; sie waren unsäglich. Aber glühende Madeln lenkte es sich in meine Stirnhöhle. Und der unerträgliche Schmerz erneuerte sich unaufhörlich. Zwischen zwei Säben gewarte ich aufwühlenden Rauch. Es war einigen Leuten gelungen, Feuer anzumachen. Alle stürzten der Feuerstelle zu und schüttelten mit den Händen ganze Klumpen von Bienen über demselben ab, die sich an Haare, Bart, Knöchel, rund um den Hals und überall, wo sie ihren Stachel nur einstecken konnten, gebüht hatten. Der Rauch besiegte sie endlich. Es lehrte wieder Ruhe ein.

Kapitan Planhol hielt Uebersticht ab. Es fehlte ein Mann! Der Kränke von den beiden nachgetragenen Artilleristen. Wir haben einander erkhardt an, denn wir ahnten das Drama. Hat er die Kraft noch gehabt, sich zu retten? Mit Fackeln bewaffnet, eilen wir nach der Stelle, wo die Trägerabteilung angehalten hatte. Da liegt der Unalückliche! Er verschwindet ganz unter der Biennemasse, die ihn bedeckt. Er ist tot.

Nicht der Schmerz über den Verlust allein bekennet uns, sondern besonders der Vorwurf des Gewissens, daß wir uns vor dem wütenden Ueberfall durch die fleckigsten Insekten nur vom Instinkt hatten leiten lassen, einig vom tierischen Instinkt, ohne jede menschliche Regung. Von allen, die damals zugegen waren, sind alabue ich, nur noch zwei am Leben. Alle andern sind tot; entweder vom gelben Fieber weggerafft oder vor dem Feinde gefallen. Keiner hat je gesittet vor Krankheiten oder Feindestügen. Vor den Bienen aber sind wir jämmerlich ausgefallen; toplos ohne

Erinnerungen sind keine Bedacht. Diese Erinnerung bleibt schmerzhaft, ob ich mir auch einrede, daß der Unalückliche dem gelben Fieber doch erlegen wäre. Es war am dritten Tage der Krankheit, und keiner seiner Kameraden, die wir feierhaft mitgeschleppt, hatten je länger als drei Tage ausgehalten. Am Abende dieses Angriffes gruben wir das erste Grab.

Außer, wie wenn wir gewiß hätten, daß ein Unheil über uns schwebte, letzte sich der verminderte Zug wieder in Bewegung. Der durch den Tod freigewordene Platz in der Tragabare ward durch einen andern Kameraden eingenommen. Die Atmosphäre ist unbeweglich. Kaum daß die Winterperiode vorüber ist, und schon hat es den Anschein, als ob der so glatt wie ein Kachelboden polierte Boden bis ins Innerste aläbe. In breiten Wellen sieht sich das Terrain gegen den fernen Horizont hin; ganz blaß in einem Sieselsteler. Sein violettes Grau verfließt mit dem Himmel, der von glühender Liebe überflutet wird. Auweilen fliegt eine Korbdommel auf, wenn wir einen Bach überfließen. Die fliegenden Vögel verfliegen erkerbend. Sie scheinen gleichsam das Echo der Seufzer jener zu sein, die sich hinter uns aus den Tragabaren erheben.

Arme Trüpel! Aus wachselnem Gesicht sehen uns ihre Augen flehend an. Und wir sind ohnmächtig, ihnen Erleichterung zu verschaffen; nicht einmal ihre schrecklichen Brehankfälle können wir stillen.

Im Dore Lambathara leben die Träger aus Leichen ab. Sie sind unterwegs lachte gefahren; hinübergewiegt vom gleichgültigen Schritt der schwarzen Träger. Vielleicht haben sie, durch dieses Schauteln getäuscht, in einem letzten Seufzer nach ihrer Mutter geseufzt. Beim Uebertrage mußte ein vierter Solbat getragen werden, noch zwei Tapanen! In Moomera war ein viertes Grab zu machen.

Seit Lambathara hielt sich Kapitän Planhol nur noch wie durch ein Wunder im Sattel, indem er seine Schmerzen unter und seine Kräfte gingen zu Ende. Aber das manchen Schritten vermochte er sich dennoch bis an das offene Grab zu schleppen. Sein Gesicht ist bereits von einer gelben Totenmaske bedeckt; ein Sterbender, der sich über einen Toten beugt. Aber jähliches stemmte er sich mit seinem Willen dagegen, triffat sich und ohne zu stöhnen, dem Tod, der nach ihm lauert, ins Antlitz blühend, richtete er die niedergebogenen Sezen mit ein paar Worten auf.

Andernmass findet er nochmals die Kraft, sich auf seinem Berde zu halten. Wir fühlen aber, daß es seine letzte Anstrengung ist. Am Abend zögern wir, ihm das Verbleiben eines weiteren Soldaten nebst der Notwendigkeit eines neuen Grabes zu melden; daß der Drei Tapano wie die andern Etappen durch ein Kreuz besetzt werden muß. Wird er unterliegen? Er, dessen Kräfte allen Krankheiten innewohnen! Sollte er uns auch verlassen? Auf diesem Wege, wo der Tod uns begleitet.

Und der Zug heilt sich, nach Koro zu kommen. Dort ist ein Arzt und vielleicht die Rettung. Man verdoppelt die Etappen. Die Träger des Kapitans lösen einander ab. Die Nacht hält den Marsch nicht auf. In Biru gruben wir am Fuße eines Firschenbaumes das letzte Grab; es nahm Kapitän Planhol auf. „Für ein Dinssempel gestorben!“ sagte man auf sein Grabkreuz schreiben können.

Erst in Kita teilte man uns die Wahrheit mit und erschloß sich, den Namen der schrecklichen Geisel, die uns so desmierte, auszusprechen: Es war das gelbe Fieber! Die Kolonne begann somit dann die Fahrt bei den Tieren. Die Luft trägt uns einen höllischen Gestank von verendeten Kindern an, deren Weier den Weg besäen. Und wir können dem Wesengerüche nicht entweichen. Während der Nacht verrät uns das Gefläß der Schakale untermischelt vom unheimlichem Gelächter der Hühner, daß sie die Assoöl vom Tag abkösten. Der ganze Weg war ein einziger Schindanger. Am Rande des Weges lagen die Vasseter in langen Reihen, überflügelt und in steifer Haltung. Sie warteten bis der Hunger sich wieder einstellte, um den Schemas fortzusetzen. Inzwischen merkten sie neidische Blicke auf Frischankommende, die mit lautem Schabekklatschen ganze Lappen Fleisch verdrückten.

Wer weiß ob nicht die Hand der Eingeborenen bei dieser Suche im Spiele war? Als Erlag für das frische Rindfleisch bekommen wir von dem berühmten Chifagoer-Cornedbeef. Und ich habe mich oftmals gefragt, bis zu welchem Grade die Teilnehmer an jenem Kriegsszuge unheimlich Menschenfresser geworden sind!

## Das Kopieren alter Meister

Von R. Wolfsberger

Wenn wir durch die bekannten Gemädegalerien Europas wandeln, und vor den Werken großer Meister eingehende Betrachtungen anstellen wollen, finden wir sehr oft, und manchmal recht häufig, ein Meisterbild kopieren.

In unseren bewußten Galerien, sitzen ganze Kolonnen solcher Kopisten und in Italien und Frankreich ist es nicht anders. So mancher große Meister, dessen Werke nun dauernd von Kopisten besetzt und vorgeremelt sind, hätte sich bei Lebzeiten nicht träumen lassen, daß er, der er manchmal nur mit Mühe und Not und um wenig Geld seine Bilder verkaufte, später damit einem Heer von Kopisten Verdienst und Brot gewähren würde.

Die Kopisten sind eine ganz besondere Art von Maler, beherzigen sehr oft ganz meisterhaft Technik und Farbe und sind in ihren

Studium dieser Künstler, im Gebaren und ihre Arbeitsweise, z. B. in der Mägenere Plinatorelli, den Sammlungen in Florenz oder Paris, ist ein sehr unterhaltsames und sozietartiges. Zur Zeit eines Lenbach, Feuerbach u. a., hatte das Kopieren alter Meister einen etwas feierlichen Klang, und die Kopierenden, selber große schöpferische Meister, gingen mit Respekt und umfangenden Vorbereitungen an die Arbeit. Und gerade Lenbach, dessen Kopien in der Schackalerie München ein lehrreiches Kapitel prägen, hat bewiesen, was das Studium der Größen der Größe, für ein selbstbereicherndes und förderndes Substitutmittel ist, wenn, so wenn das Original auch wirklich kopiert wird.

Damit soll aber durchaus nicht gesagt sein, daß man in seine eigene Arbeiten die Art eines Meisters dauernd verwickeln soll, denn, selbst ist der Mann. Und Feuerbach hat einmal treffend gesagt: „mer ein gottbegnadeter Notenspieler ist, spielt bei Zeiten keine eigene Melodie“. Die Kur-Kopisten aber nehmen die Sache wesentlich leichter und ich kannte einen Kopisten, der seinen „Schinken“ wie er ihn nannte, es war ein Kubens, schon über dreißig Mal kopiert hatte. Die letzten Kopien machte er nach Reproduktionen, weil er das Bild beinahe auswendig malen konnte. Auch ich möchte an jenen Fall erinnern, der in einer Petersburger Galerie vorkam, wo ein Kopierender der Einfachheit halber das Original nach seiner Kopie ähnlich klatzte, weil er die Nachlässigkeit mit dem Original nicht aufstehen brachte.

Eine recht wüste „Industrie“ blüht in den Galerien Napoleons, wo den vielen Fremden ganz unmögliche Kopien der alten romenianischen Malereien angeboten werden. Nichts von Technik, nichts von abgemessenen Farbentouren, wie solche auf den genannten Wand- und Gefäßmalereien hatten, nur „molte Lire“ und dann ein — „tante grazie“ und ein glücklicher Mensch hat ein Bild verkauft.

Die „Fremdenindustrie in O.“ ernährt hier so manche Existenz, und wenn man die Künstler mit wilden Haaren und fliegenden Kravatten auf den Treppengängen sehen sieht, wie sie ihre Kunst an den Mann bringen, dann wird es einem so weh ums Herz, wie wenn man seinen Lieblingskomponisten auf der bestimmten Orgel seines Karrefells hört, das von einem blinden Geißen gezogen wird.

Manchmal bekommt man das Gefühl über solche Kunst. Hin und wieder aber, kann man sich auch der Bewunderung nicht enthalten, denn die Leute arbeiten mit einer Geschicklichkeit, wie der Zigarettenbreher auf der Postler Messe. Ob das Original fünf bis sechs Meter hoch oben an der Rückwand hängt, macht gar nichts, es wird mit dem Fernglas „beruntergeholt“. Die Leute haben ihre Art zu schauen, zu sprechen und zu malen und wehe, wenn einer dem anderen etwas abguckt.

Die kopierenden Damen nehmen natürlich, wie auch sonst im Leben, einen besonderen Platz ein. Meist sitzen sie hoch oben auf den Leitern und schauen, tief Atem holend, zuweilen herab. Die Raffaischen Madonnen haben es ihnen aneignet, und mit neuen Pinselfen und neuem Mut, geben sie auch an den Frühstehern von Kubens. Ohne Quadrate auf der Leinwand und nachfolgende Temperatur geht es bei ihnen nicht, und der gute alte Spitzweg vom Heumarkt in München, hätte sich wohl bei Lebzeiten nicht davon überzeugen lassen, daß seine Bilder einmal so regen Damenbesuch bekommen würden.

Wenn die toten Größen plötzlich durch die Galerien wandelten, und würden den Gesellschaften beobachten, der sich vor ihren Werken abwechsel, dann würde wohl der eine oder andere ein Seil nehmen, wie damals Christus im Tempel, als er das Krämervolk erblickte, und würde die ganze Gesellschaft zum Tempel hinaus-bauen.

Unsere heutige Kunst ist so fürchtbar mangelhaft, nervös, und dem Augenblick ergeben, daß ein ruhiges, durch nichts bestörtes Stündchen in einer Galerie und vor Werken großer Meister einem Gottesdienst ähnlich kommt, denn echte Kunst und die Gottheit, stehen in einem Verwandtschaftsverhältnis.

Das haben die Italiener zur Zeit Raffaels, leicht erlöst, und sie haben dem großen Toten, im Pantheon in Rom, die Worte auf sein Grab gemeißelt: „Hier ruht der Mann, vor dem sich die Natur fürchtete und die alabue verehren zu müssen, als er ging“.

## Welt und Wissen

„Rom Einschlafen“. Bei vielen Personen, die an Schlaflosigkeit leiden, liegt die Hauptursache in Einschlafen. Schlafmittel sollte man, solange es irgend geht, unbedingt vermeiden, und höchstens ausnahmsweise die und da, im Einvernehmen mit dem Arzt nehmen. Wollig ausgeschlossen ist Morphin als Schlafmittel, da hier die Gefahr der Gewöhnung des Morphins, sehr groß ist. Man sollte es also zunächst mit einfachen Mitteln versuchen. Zählen, Gedichte leise auflesen, Erinnerungsbilder aus früheren schönen Zeiten vor sein geistiges Auge beharren. Vor kurzem wurden nun von einer Warschauer Klinik folgende Verfahren bei nervöser Schlaflosigkeit empfohlen: auf der Seite liegen und ein kleines Kissen auf den Rücken; wahrscheinlich beruhen die mit dieser Methode erzielten Erfolge aus der Ausschaltung aller Gehörreize. Als weiteres Mittel wird empfohlen, mit erhobtem Oberkörper, auf dem Rücken liegend, den Kopf aufrecht zu halten, also das Kinn auf die Brust brücken, indem man den Kopf mit einem Kissen stützt. Nach einer halben Stunde wird man sehr müde, kann man die Lage ändern und sich bequem hinlegen. Das Einschlafen erfolgt wohl infolge der erschwerten Blut-